

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 1 (1897-1898)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Versuchung und Busse  
**Autor:** Wierzbinski, Mathäus / Nussbaum, Eugenie  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664572>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Nie wird deshalb der Südländer eine erzieherische Mission im Oriente erfüllen können. Er sinkt selbst, wo er heben sollte.

Wir sind am Hafen angekommen. Herr L. begleitet mich noch an Bord, wo wir wieder mit Herrn Inspektor B. zusammentreffen, der gleich mir auf dem Helios seine Reise fortsetzt. Die wenigen Passagiere sind von einer Flut begleitender Freunde umringt. Allgemeines Händedrücken, Abschiednehmen. „Glückliche Reise! Vielen Dank!“ Die begleitenden Personen verlassen das Deck und postiren sich grüßend am Quai. Die Ketten rasseln, die Schiffsbrücken knarren, der Dampfkessel feucht, die schrillen Abfahrtssignale ertönen, das Schiff setzt sich langsam in Bewegung. Herr L. steht noch lange am Quai und schwenkt grüßend den Hut. Wir winken mit den Taschentüchern. Langsam rücken wir ab vom Molo. Die großen Dampfer verdecken uns schon den Ausblick auf den Quai. Jetzt verlassen wir auch den äußern Hafen. Die Wellen beginnen stärker zu schaukeln. Ferner und ferner entschwindet: Molo, Hafen, Schiffe und die weiße Stadt dahinter unsern Blicken. Nur der Pharos grüßt noch lange hinüber. Endlich versinkt auch er in den Fluten — und es ist nichts mehr zu sehen, als die weite Meeressfläche und der blaue Himmel. Wir waren im Pharaonenland und durften ein kleines Stücklein davon sehen.

Nachdruck verboten.

## Versuchung und Buße.

Nach dem Polnischen des Mathäus Wierzbinski von Eugenie Nussbaum.

Alfred Ellis fühlte sich heute Abend sehr niedergedrückt. Die Heiterkeit des Geistes, jene Heiterkeit, vergleichbar der des abendläufigen Himmels, die aus dem Bewußtsein erfüllter Pflicht und wohlbenützter Kraft fließt, hatte ihn verlassen. Heut lagerte ein Wölklein auf seiner Stirn, das seinen Gesichtskreis verdunkelte. Es war ihm aber auch etwas Unerhörtes zugestossen. Er, der seit acht Jahren im Geschäfte William Pills die Stellung eines Sekretärs bekleidete und mit Stolz sagen durfte, daß er sie, den Angelegenheiten der Firma mit Leib und Seele ergeben, tadellos ausfüllte — er hatte vergessen, dem Chef eine wichtige Depesche einzuhändigen. Unerhört war dies und äußerst fatal.

Und seit 24 Stunden hatte er diese telegraphische Antwort sehnlich erwartet. In ihrem Besitz jedoch, hatte er, mit Korrespondenzen beschäftigt, das Papier flüchtig durchlaufen und beiseite gelegt, ohne ein Sterbenswörtchen darüber zu verlieren! Unbegreiflich! Überdies zitterte er bei dem Gedanken, wie wohl Herr Pills die Sache aufnehmen würde,

der, alle menschlichen Gefühle vor der Schwelle des Komptoirs lassend, innerhalb desselben nach drakonischen Gesetzen waltete. Auch besaß er eine ruhige und würdevolle Art, seine Unzufriedenheit zu äußern, die tausendmal schlimmer traf als lauter Tadel. Er erhob die kalten Augen und bohrte sie in den Untergebenen mit dem Ausdruck des tiefsten Mitleids, und, was noch peinlicher war, des Misstrauens, als wollte er sagen:

— Entweder bist du ein Idiot, oder du wolltest mich schädigen.  
Rede! —

Alfred schmeichelte sich nicht mit der Hoffnung, daß ihn dieser Augenblick, den die Beamten so sehr fürchteten, verschonen würde.

Im Allgemeinen war das Komptoir kein Paradies, für Alfred aber war es der Mittelpunkt und die Achse der Welt, deren Sonne das Gesicht des Chefs war. Der Sekretär hatte sich völlig in sie hineingelebt und vermochte aus ihr, trotz des erfahrendsten Meteorologen, Wolken, Regen und schönes Wetter vorauszufinden. Er flagte nicht. Vorüber auch? War er doch Angestellter eines der ältesten Handelshäuser in der City Londons, der Vertraute des Herrn Bills, der bereits so hohen Lohn empfing wie ein in seinem Berufe geschickter Handwerker. Und mit Neujahr sollte sein wöchentliches Einkommen gar auf vier Pfund steigen.

So viel brauchte er aber gerade, um heiraten zu können. Zwar — was ihn betraf — er wäre längst schon zum Altar gegangen, aber Fräulein Mary, seit vier Jahren seine Verlobte, hatte erklärt, ihn nicht früher heiraten zu wollen, ehe er in der Lage sei, eine Köchin zu halten, denn sie selbst, als Enkelin eines Pastors, könne doch nicht daran denken, ihre Tage mit Kochen und Putzen zu verbringen! Der Verlobte gab ihr vollkommen Recht, konnte er doch selber nicht wünschen, daß eine Dame aus so guter Familie sich wie ein Dienstmädchen abmühe.

An allerliebsten wäre er jetzt nach dem Mittagessen zu ihr gegangen, aber er fühlte, daß er von nichts anderem werde reden können, als von der ihm widerfahrenen Kränkung. Seine Geschäftsangelegenheiten pflegten aber Fräulein Mary keinerlei Interesse einzuflößen. Er stieg daher, kaum vom Tische aufgestanden, in einen Omnibus, der ihn nach einer der belebtesten Verkehrsstraßen trug. Er bedurfte der Bewegung, der Lust, der Zerstreuung, des Vergessens.

Versunken in das Gewirr der Straßen, gewann er einen kleinen Teil seines innern Friedens wieder, mischte sich unter die Woge der Vorübergehenden und ließ sich ziellos von ihr mitreißen, bis ihm drei elektrische Lampen ins Auge fielen, die hoch oben an einem Hause hingen, in dem sich ein Wintergarten befand. Er trat in die marmorne Vor-

halle und hinauf in den riesigen weißen Saal, wo ihn der Lärm gedämpfter Stimmen, eine Überfülle blendenden Lichtes und die Töne der Musik, die aus den seitlichen Büschchen exotischer Pflanzen zu strömen schienen, in ihre heißen Arme rissen.

Er lebte auf und fühlte sich zugleich doch so fremd, in dieser festtäglichen Atmosphäre, mit der er so gar nichts gemeinsames hatte. Hier schien das Leben ein unaufhörliches Fest zu sein — in weite Ferne entwand die Erinnerung an die Arbeit. Eingeschüchtert durch den Glanz der Umgebung und der Damentoiletten, welche die Mitte des Saales einnahmen, eingerahmt von einem Kranz von frischem Grün, suchte er sich abseits einen Sitz. Es waren jedoch sogar die an den Längswänden aufgestellten Tische besetzt, und erst neben dem dichten Wald von Büschchen, hinter dem sich die Musikkapelle barg, ersah er ein unbesetztes Tischchen. Er nahm den Platz ein und blickte mit Bewunderung um sich.

Er erwartete durchaus nicht, einem Bekannten zu begegnen in einem Kreise, in dem seine Erscheinung, mit allen Zeichen der Gewöhnlichkeit ausgestattet, einen lächerlichen Eindruck hervorbringen musste. Er fühlte das instinktiv, denn vielfach wandten sich ihm die Blicke der Anwesenden zu, in denen ein ihm nicht gerade sehr schmeichelhaftes Erstaunen zu lesen war. Besonders ein älterer Herr, der unfern seinen Platz hatte, blickte einmal nach dem andern zu ihm, sich gleichsam besinnend, wo er diesen Eindringling schon früher gesehen. Alfred erkannte in ihm sogleich Herrn Jameson, einen Klienten des Hauses Bills und Comp. Um eine Erklärung der andern ihn treffenden Blicke war es ihm nicht zu tun. Besonders vermied er sorgfältig, den unverschämt auf ihn gerichteten Augen eines kraushaarigen Mannes zu begegnen, der am Nachbartische mit zwei Gefährten plauderte. Diese kehrten Alfred den Rücken, jener selbst, ihnen gegenüber sitzend, hatte immerwährend den unförmigen Cylinder und den aschblonden, hängenden Schnurrbart des Komptoiristen vor sich.

Bald jedoch vergaß Alfred seine Anwesenheit, denn seine Aufmerksamkeit wurde durch ein junges Paar gefesselt, das an einem blumengeschmückten Tische sein Mittagessen einnahm. Der hübsche und stattliche Mann, ein Rösschen im Knopfloch des Fracks, neigte sich alle Augenblicke zur Gefährtin, der Gattin sicherlich, die in glänzender, brillantengeschmückter Toilette Alfred als ein höheres Wesen von überirdischer Schönheit erschien. Wie schön sie waren, wie heiter, wie glücklich! . . .

Und wer würde glauben wollen, daß dieser glänzende Gentleman mit ihm auf einer Schulbank gesessen? ! Er hatte ihn augenblicklich erkannt, aber es war fraglich, ob Jack sich auf ihn besinnen würde . . . Einstmals waren sie gleich, heute lag eine unüberbrückbare Kluft zwischen



„Tischgebet.“  
Nach einem Gemälde von H. Bever.

ihnen. Jack reich, unabhängig, mit der herrlichen Dame zur Seite, trank in vollen Zügen die Freuden der Welt, während er, der arme Komptoirist, genötigt, mit jedem Schilling zu rechnen, einsam abseits saß, als Ein-dringling, bedrückt von der ganzen Last fremder Bureau-Sorgen und Verlegenheiten, beraubt der Gewinne und der Freuden. Ihm war einzig gestattet, als unbeteiligter Zuschauer das Glück des ehemaligen Kollegen entzückt mit anzusehen. Wenn ihm doch Jack wenigstens an Geist und Fähigkeiten überlegen wäre, dann könnte er die Verschiedenheit ihrer Lage begreifen, aber Jack war ja in der Schule der Beschränktesten einer und diente den andern gar manches mal zum Gespött.

Wie unverständlich, wie ungerecht, dachte er, ist doch das Walten des Schicksals! Oh! Augenscheinlich ist die Welt auf dem Prinzip irgend einer unsinnigen Anarchie aufgebaut, in der sich jeglicher ein ihm bequemes System auswählen darf, keiner aber den Schlüssel zur Lösung des ganzen Rätsels findet, denn der Kern des Weltsystems ist die Systemlosigkeit.

— Gerade als seine Gedanken, die Grenzen seines engen Gesichtskreises überschreitend, ihn so hoch emportrugen, nahte dem Tische ein hochgewachsener Herr, an die Bierzig, im Frack, von einem schwarzen Mantel mit Kragen bedeckt. An seinen Fingern glänzten Brillantringe. Den Mantel öffnend, setzte er sich behaglich hin, schwer atmend wie nach allzu reichlichem Mahle. Sein Gesicht, dessen Färbung den Landbewohner verriet, zeigte volle Befriedigung. Die Musik wirkte einschläfernd auf ihn, denn seine Lider senkten sich und die Zigarette zwischen den Lippen erlosch. Sogleich aber ermunterte er sich, trank seinen Kaffee, zog eine Zeitung aus der Tasche und begann zu lesen. Bald jedoch winkte er dem Kellner und griff nach der Geldtasche. Er reichte eine Banknote hin. Lange dauerte es, bis der Diener von der Kasse zurückkehrte. Der Gast aber hatte Eile. Als endlich der Kellner gekommen war, stand er ungeduldig auf, warf die Zeitung auf den Tisch und entfernte sich eiligen Schrittes.

Es wurde spät, Alfred rührte sich nicht vom Platze, denn obgleich ihn das dumpfe Gefühl der Kränkung und Bitterkeit nicht verließ, fühlte er sich doch wie hypnotisiert durch den Lärm dieses menschlichen Ameisenhaufens, berauscht durch die Harmonie der Tonfluten. Und es fasste ihn ein holdes Gefühl des Ausruhens, das jeden Drang nach Tätigkeit und Bewegung einschläferte, jede Sorge dämpfte.

Um sich dem Kreise der gegenstandslosen Erwägungen zu entziehen, ergriff er die Zeitung. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er darunter die Geldtasche liegen sah . . .

Im ersten Augenblick wollte er sich erheben, dem Unbekannten nachzuhören, die Dienerschaft herbeirufen — aber irgend ein Etwas hielt ihn zurück. Er blickte ringsum, kein Diener war in der Nähe, die Gäste, ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, achteten nicht auf ihn. Und er saß da und blickte starr und versteint auf das schwergefüllte schwere Geldtäschchen . . .

Fieberglut bedeckte seine Wangen, seine verglasten Augen zeigten angestrengtes Nachdenken.

Dieser Geldtasche hatte der Unbekannte eine Banknote entnommen . . . Die hingeworfene Zeitung hatte sie den Blicken der Umgebung entzogen. Der Besitzer mußte jetzt schon fern sein, denn eine Weile war seit seiner Entfernung verstrichen. Gewiß war er schon daheim und würde erst morgen früh das Fehlen der Geldtasche bemerken . . . — In zehn Stunden . . .

Hier lag vor ihm das Glück! — — Das Schicksal wollte ihn endlich entschädigen für erlittene Unbill. Er hatte nur die Hand ausstrecken, um reich zu sein. — —

Er fühlte, wie ihn ein rasendes Begehrnen nach dem Leben ergriff, wie eine heiße Sehnsucht nach Freiheit in ihm wach wurde, wie ungekannte Schauer großer Freuden ihn ahnungsvoll durchzitterten. . . .

Aber das wäre ja Diebstahl! . . . Nun, und wenn! Erging es denn geschickten, glücklichen Dieben schlecht? Einzig darum handelte es sich, sich nicht ertappen und demaskiren zu lassen. Dem Kühnen gehört die Welt. Hatte er nicht von einem Kässier gehört, der Jahre lang seine Tasche aus der Kasse der Bank gefüllt hatte? Kannte er denn nicht einen Vater, der den eigenen Sohn um sein müitterliches Erbe betrogen hatte! . . . Ha! Wer fragt, woher das Geld kommt? Genug, daß sie es besitzen: Geld haben, heißt Alles haben.

Das Gold, so dachte er, gibt Freiheit, es befestigt die Gesundheit und läßt die verlorene wiederkehren, es beugt die stolzesten Nacken zur Erde, es erkaufst Freundschaft, erwirbt Liebe, läßt die Vorzüge heller erstrahlen — und ertränkt die Fehler in seinem Glanze. Das Gold ist Tugend und Talent — alles auf Erden ist eine Geldfrage. Der größte, allmächtigste Gott der Menschheit ist's! Ihm werden Altäre gebaut, zu den goldenen Sternen, zu dieser leuchtenden Sonne strecken sich flehend alle Arme empor. Um was immer die Menschen auch beten mögen, vor allem ruft und bittet jeder: „Gold, gib mir Gold!“ Die Stolzesten, Härtesten fallen in den Staub vor ihm, denn seine Macht, die Throne zu stürzen vermag, dringt bis in die Tiefe menschlicher Herzen und Schädel. Und zu Qualen und Martyrii wird der verurteilt, der diesem Gott seine Anbetung versagt, der andere Götter neben ihm kennt . . .

Mit dieser Geldtasche ausgerüstet, welch' anderer Mensch würde Alfred Ellis sein! Ob ihn wohl jemand auszulachen oder wie einen Sklaven zu behandeln wagen würde? Ob wohl die Frauen nicht tausend Vorzüge des Geistes und Herzens an ihm entdecken würden? Ob wohl seine Mutter ihn nicht zärtlicher lieben würde? Morgen könnte er, dem glückseligen Jack gleich, bei glänzendem Mahle sitzen, in Seligkeiten schwelgen, sich des Lebens freuen, lieben, Herr sein, er selbst sein . . . .

Seine Hand erzitterte und — fuhr über die schweißbedeckte Stirne, während sein Blick in der lichten Weite schwefte . . . .

Es war das alles ein böser, ungesunder Traum . . . . Nein, nun und nimmer! Alfred Ellis ist ein ehrlicher Mann . . . . ein ehrlicher Beamter der Firma Bills und Comp.

In diesem Augenblick schob sich an ihm ein Bedienter vorbei und blickte nach ihm hin, einen neuen Auftrag erwartend. Diese beiden Augen erfüllten seine Seele mit Kälte bis ins Mark seiner Knochen, schwere Gewissensbisse in ihm wach rufend.

Er wagte nicht, die Augen zu erheben, denn es schien ihm, als könnte jeder darin die augenblickliche Schwachheit lesen, seine ganze Schmach erraten. Er fuhr empor und warf die Zeitung auf die Geldtasche, ohne zu wissen weshalb. Er reichte dem Kellner zwei Schillinge und wandte sich dem Ausgänge zu, ohne den Rest des Geldes zu verlangen.

Kurz darauf erhoben sich auch die drei Personen, die an Alfreds Nachbartische gesessen hatten. Hinter ihnen blieb nur einen Augenblick lang der kraushaarige Herr zurück, der vergeblich seinen Schirm suchte. Endlich erinnerte er sich, daß er ihn an die Wand neben den Sessel Alfreds gelehnt hatte. Er beugte sich über das Tischchen, streckte die eine Hand nach dem Schirm aus, sich mit der andern auf den Tisch, auf die Zeitung stützend, und — folgte langsam den Gefährten.

Als Tags darauf Herr Bills die Unachtsamkeit des Sekretärs bemerkte, traktirte er ihn nur mit einem vielsagenden, rätselhaften: „Hoe . . .“ Dieser neue Ausdruck des Tadels würde zweifellos den Angestellten viel zu denken gegeben haben, wenn nicht dieser Tag wichtige Ereignisse im Gefolge gehabt hätte.

Um die Mittagsstunde erschien nämlich im Bureau ein Unbekannter, der, ins Privatkabinett des Chefs eingelassen, einige Augenblicke im Gespräch bei ihm verweilte, worauf in der offenen Tür das ernste Gesicht des Vorgesetzten erschien.

— Wer von den Herren war gestern Abend im Wintergarten — fragte er.

Alles Blut wich aus Alfreds Gesicht.

— Ich — antwortete er laut, wie ein Soldat, der im Angesichte des Feindes, wissend, daß der Zusammenstoß unvermeidlich und die Flucht unmöglich ist, sich selbst Mut einzureden versucht.

Hinter dem Chef ins Kabinett tretend, erfuhr er aus dem Munde des Verwalters des Wintergartens, daß er des Diebstahls einer Geldtasche verdächtig sei.

— Kurz nach der Entfernung dieses — Herrn — sagte der Fremde, auf Alfred weisend, kehrte jener Gentleman wegen seiner Geldtasche wieder, die er unter der Zeitung vergessen — Wir suchten sie, aber vergebens. Im Laufe des Abends hat kein anderer als dieser Herr jenen Platz eingenommen . . . . Herr Dameson, der mit ihnen in Geschäftsverbindung

steht und der sich zu gleicher Zeit im Wintergarten befand, bemerkte ihn und erkannte in ihm einen Ihrer Angestellten. Diesem Umstand verdanken wir Ihre Adresse.

Weshalb haben Sie die Geldtasche nicht der Dienerschaft übergeben, fragte Herr Bills gerade drauflos, Alfred mit einem Blick voll Zorn und Verachtung messend.

Ich habe gar keine Geldtasche gesehen, sagte der Sekretär.

Wie? warf der Fremde ein, die Zeitung zur Hand nehmend, mußten Sie sie doch bemerken. Nach Aussage des Kellners sah Ihr Weggehen einer Flucht ähnlich, da Sie, ohne Rest zu fordern, in augenscheinlicher Verwirrung und in seltsamer Eile das Lokal verließen.

Der inquisitorische Blick von Herrn Bills ruhte noch immer auf Alfred.

Ich sah keine Geldtasche . . .

Das wird sich vor Gericht zeigen.

So sprechend notirte der Verwalter Alfreds Namen und Adresse.

Als die Türe sich hinter ihm geschlossen hatte, hielt Herr Bills seinen Sekretär zurück und verfiel, in seinen Stuhl zurückgelehnt, in tiefes Schweigen.

Die Augenblicke wurden Alfred zu Ewigkeiten. Wie vom Blitz geschlagen, hatte er jegliches Fühlen eingebüßt — alles Leben war aus ihm gewichen.

Die Gerichtsverhandlung wird ergeben, sagte endlich Herr Bills, ob jener Verdacht begründet ist. Wenn nicht, umso besser für Sie. Auf jeden Fall aber wünsche ich nicht, daß in den Zeitungen meine Firma genannt werde in Verbindung mit dem Namen eines Menschen, der unter dem Verdachte des Diebstahls steht. Ich sehe mich daher gezwungen, Sie unverzüglich Ihrer Pflichten zu entheben. Übrigens habe ich in letzter Zeit große Zerstreutheit an Ihnen bemerkt, die ich nun mehr Ihrer lebhaften Beschäftigung mit Gott weiß was für andern Dingen zuschreibe. Sie können beim Kassier Ihre Gage für den kommenden Monat beziehen und sogleich gehen . . . —

Er ging.

Das war das Ende . . . . Als seinen Augen das Licht entchwand, an dem er acht Jahre seines Lebens verloren, zersprang ihm fast das Herz. Er gehörte nicht mehr dem Hause Bills and Comp. an . . . .

Wenige Stunden später wurde er gefänglich eingezogen.

Zwar wurde er kurz darauf, aus Mangel an Beweisen, freigesprochen, doch sprach der Schein gegen ihn, heftete unverlögbare Misstrauen an seine Fersen, zeichnete ihn mit dem unauslöschlichen Mal der Schande.

Und er ging heim, frei, aber um zehn Jahre gealtert. Hier harrte sein ein Brief seiner Braut, die ihm in schmerzerfüllsten Worten für ewig den Abschied gab. Er las ihn ohne Erstaunen, nahm ihn in Demut als eine neue Strafe für die Schwäche, mit der er jenen verbrecherischen Gedanken hatte an sich herantreten lassen. Er verbarg dieses

letzte Zeichen der Liebe an seinem Herzen und grüßte noch mit einem Seufzer seine ehemaligen stillen Träume von Glück. . . .

Sein Leben war gebrochen, der Weg zu einem andern Handelshause durch den auf ihm haftenden Fleck für immerdar abgeschnitten. So ging er mit dem nächsten Schiff nach Australien. Ihm folgte als unzertrennlicher Gefährte: das tiefe Gefühl eines Vergehens, das er nicht begangen. . . .

Die Geldtasche ist niemals gefunden worden.



## Vermischtes.

**Zu unsern Bildern.** — „**Abgeblüht**“.  
Wie, er, der Toni, der reiche Bauernsohn, der sich auf seine Schönheit und seine Erfolge bei den Dorfjungen nicht wenig einbildet, sollte so wenig wie die andern Burschen, die stolze Resi zu besiegen im Stande sein? Das würde ja seine Unwiderstehlichkeit in Frage stellen! Eine Blume von ihrer Hand wäre ein wertvolles Siegeszeichen. Der mit aller Liebenswürdigkeit des Schwesternöters und dem vielsagendsten Augenzwinker vorgebrachten Bitte wird die Resi nicht widerstehen. Jedoch das gescheidte Mädchen weiß die Schmeicheleien des Bauernjungen auf ihren wahren Wert zu schätzen, absichtlich lässt sie seiner Eitelkeit die heilsame Demütigung widerfahren. Die Blume soll nicht verraten, daß der hübsche, aber übermüdige Bursche ihr nicht ganz gleichgültig ist. Erst, wenn er ernsthafte Absichten an die Stelle bloßen Getändels treten lässt, wird sie ihr Herz reden lassen, für diesmal ist der Toni abgeblüht!

„**Der erste Ausgang.**“ Welches Glücksgefühl erfüllt den Menschen, wenn er nach langer Krankheit, da er den Rand des Grabs gestreift, dem Leben wiedergegeben den ersten Gang in Gottes Natur tut! Wie strömt die wiedererwachende Freude der süßen Gewohnheit des Daseins in die tiefatmende Brust, wie begrüßt er mit Wonne das Licht, den blauen Himmel, und feiert mit jedem Baum und jedem Strauch ein freudiges Wiedersehen! Aber was ist die Freude eines Genesenen im Vergleich zu dem süßen Glück der Mutter, die mit dem Neugeborenen auf dem Arm, den ersten Ausgang wagt! Nicht blos die Freude der eigenen Genesung erfüllt sie, sie erlebt noch unter den wundervollen und heiligen Schauern des Mutterherzens, das weit und tief ist wie das Meer, das hinter den Dünen wie die Unendlichkeit sich dehnt. Und alle die unerschöpfliche Liebe ergießt sich auf das kleine Leben in ihrem Arme! O Heiligkeit der Mutterliebe! —

„**Das Tischgebet.**“ Die frühesten Eindrücke, die der Mensch erhält, bleiben am längsten haften. Wem nicht schon als Kind die Schauer frommer Andacht die Seele erfüllt haben, der wird später trotz aller Belehrungen nicht zu dem religiösen Ernst und der Gemütswärme gelangen, die eine Quelle tiefen Glücks ausmachen. Arm ist der Mensch, der nicht wenigstens in der Jugend vor den heiligen Mysterien eines Glaubens gebebt und sich gebeugt hat. Wie könnte aber die fromme Andacht besser in das kindliche Herz gepflanzt werden, als durch das Beispiel der Mutter, die mit ihren Kindern betet, selbst ergriffen und ergreifend. Unter allen Mitteln der Erziehung besitzt das Beispiel der Eltern die größte Macht.